

(Nachdruck verboten.)

22]

Tobelvolk.

Eine Dorfgeschichte von Paul Jig.

Rein, der Geist konnte darunter nicht Schaden nehmen, dessen Wesen blieb unangetastet, wenn nur ein eiserner Wille ihn über die eigenen und fremden Vorurteile hinwegtrug. Vor wem brauchte er die Augen niederzuschlagen? Die im Zeichen des Leichtsinns begonnene, nun mit trotzigem Ernst vor aller Welt salvierte Liebschaft war gewiß nicht so verächtlich wie die ungezählten Bündnisse, die Klugheit und Gewinnjucht alle Lage miteinander eingingen! Darum durfte er sich beileibe nicht verkriechen vor der Spottjucht seiner Mitbürger. Wenn er der als Dirne verrufenen Braut am Hochzeitmorgen schützend den Arm bot und ruhig seine Stirn erhob, hinter der es notabene nicht hohl tönte wie hinter denen seiner Feinde, bewies er tausendmal mehr Mut, als wenn er, auf seine Zukunft und ihre Vergangenheit pochend, das Weite suchte und die Verlassene mit einem Stoß aus allen Simmeln warf.

Marei schien seinen Gedankengang zu erraten.

„Warum sollte nicht alles gut gehen, wenn Du bei mir bist?“ sagte sie überzeugt. „Ich bin ja gesund und stark. Ja als das Verteile auf die Welt kam — da hab ich besonders von Herz wegen viel ausstehen müssen. Aber jetzt — o Du, ich könnte nur immer auf den Knien liegen und beten!“

Da fing es auf dem Schindeldach über ihnen erst sachte, dann laut zu trommeln an. Ein grober Hagel fiel verwüstend nieder, der Himmel war gelb, es flirrte und frachte einmal über andere. Heinrich machte schleunig alle Läden zu, kam dann aber im Halbdunkel wieder zu Marei ans Bett, gab ihr gute, weiche Worte, deren sie bis hin von ihm noch wenig vernehmen durfte, und nannte sie fein fleißiges, gutes, tapferes Tierchen.

„Gelt, jetzt mußt Du selber sagen, daß ich braver geworden bin, seit Du ganz allein mit mir gehörst!“ brachte sie unter Lachen und Weinen hervor. Er sog ihr das Salz aus den Augen und gebärdete sich lang wie ein vor Neue närrischer Liebhaber. So geborgen in liebevollem Bewußtsein vor Wetter und Menschen, Stürmen und Tücken, ging ihm eigentlich zum erstenmal in diesen Mauern ein vollkommen reines und beglückendes Gefühl der Zugehörigkeit auf. Ehedem hatte er nur darunter gelitten, auf Schritt und Tritt Zwang, Fuhangeln, Garne gesehen, darin er gefangen werden sollte. Wenn er nur noch gewußt hätte — wenn Marei jetzt, in dieser ganz unschätzbaren Stunde der Traulichkeit den Mut fand, ihm alles zu gestehen . . . Sein Gefühl war ja lauter Anteil und Erbarmen, er glaubte fest an den Vogel Phönix der Menschenbrust, der aus Neue und Treue in neuer Unschuld aufersteht.

Auf dem Bettrand sitzend, nahm Heinrich ihre molligen Hände, drückte sie mit Bedeutung und sagte eindringlich: „Jetzt will ich aber endlich alle Deine Sünden wissen, Du! Sie seien Dir im voraus vergeben und vergessen — unter der Bedingung nämlich, daß Du nicht ein Jota lügst oder verheimlichst. Also vorwärts, wie ist es denn mit Dir gekommen? Wer war . . . kurzum, wer hat Dich verführt? Denn daß Du den Betreffenden nicht genau mit Namen kennen sollst, glaub ich nun einmal nicht!“

Er hatte ernst, keineswegs unzart gesprochen, allein sie konnte oder wollte ihn nicht verstehen.

„Ach, wozu fängst Du auf einmal wieder davon an!“ machte sie weinerlich und suchte ihm zu entkommen, indem sie ihn bat, das Vergangene jetzt, wo sie so glücklich seien, endlich ruhen zu lassen. Gingegen hatte Heinrich erwartet, sie werde ihm nur so an den Hals fliegen, ihm das Grab ihrer verspielten Jungfrauenlehre willig, rückhaltlos aufdecken. Nun war er schier ermüdet.

„Es ist traurig genug, daß Du nicht selbst den Drang hast, einmal reinen Tisch zu machen! Ahnst Du denn überhaupt, was es für mich heißt, Dich, so ein ganz und gar ungebildetes Ding, zu heiraten?“

„Wenn Du mich doch gern hast — was brauchst's da noch mehr!“ warf sie unbejungen, fast mürrisch dazwischen. „Silt

Gott, immer diese Rückfälle und dazu noch mitten aus dem schönsten Beisammensein heraus!“ War das nicht der helle Bahnsinn? Er schleuderte vor Zorn ihre Hände fort und schrie sie ohne Gnade und Barmherzigkeit an: „Was, Du willst Dich noch rar machen? Dich hätte doch nicht einmal mehr der Hinkelstein von versoffenem Nachtwächter genommen!“

Nach diesem ruchlosen Ausfall war ihm eigentlich die Luft vergangen, ihr ein Geständnis zu erpressen. Er wollte gehen. Sie kam ihm jedoch in die Stube nachgelaufen und bat und heulte, sie möchte ihm schon gern alles aufrichtig sagen, wenn er sie dazu auf seine Knie und in seine Arme nehmen wolle. Heinrich antwortete nicht, ließ sie aber nach ihrem Begehren machen. Erst als sie doch wieder, statt zu reden, zu weinen begann, gab er ihr hart zu verstehen, daß seine Geduld erschöpft sei.

„Warum ist zum Beispiel der Dursche nicht verklagt worden? Und wo hast Du Dich denn mit ihm eingelassen?“ Worauf er mit Unterbrechungen folgendes zu hören bekam.

„Vor zwei Jahren, o, o . . . um diese Zeit — da ist hier das Schützenfest gewesen. Da hab' ich an zwei Abenden im roten Krug getanzt und so hat es halt angefangen!“

„Was denn? Mit wem?“

„Da ist er auch gerade heimgekommen — in den Ferien und hat mir keine Ruh gelassen, ist mir auf Schritt und Tritt nachgelaufen, und weil er doch fast immer nur mit mir getanzt hat und so anständig tat — da willigte ich ein, einen Sonntag mit ihm nach —“

Wer denn, in Dreiteufelsnamen!“

Da verfiel sie natürlich wieder in einen Weinkampf, so daß er sie vor Verzweiflung derb zu schütteln begann. Fortlaufen konnte er nicht mehr, ein höllischer Argwohn zwang ihn, die Tür zu ihrer Vergangenheit mit Gewalt aufzubrechen. Wie die Kacke vor dem Mausloch, lauerte er auf den Namen seines Vorgängers. Als sich Marei jedoch scheinbar beruhigt hatte, ließ sie ihn plötzlich fahren und schloß sich rasch in die Kammer ein.

Zwei Minuten drauf stand Heinrich im Mantel, ohne Hut drunten im Saal.

„Besser Bastian!“ sagte er fest, „ich hätt's gern, wenn Ihr und die Bas' auf der Stell' einmal mit mir hinauffänt. Ich muß in Eurer Gegenwart etwas mit der Marei bereden.“

Die Base machte Augen wie ein Uhu. „Herr Jesus, was gibt's denn schon wieder!“ Aber der junge Herr und Meister befand sich schon auf der Rückreise. Droben machte er die Läden wieder auf; das Gewitter hatte sich hinter den Berg verzogen, eine wohlthätige, würzige Kühle wehte ihm entgegen. Vom Gärtchen stieg Nelken- und Gaisblattduft auf. In Blättchen und Zweigen blinkten die vergänglichen Simmelsperlen. Das Grün der Reben und Wiesen schien durch den Regen tiefer geworden zu sein, die Ziegeldächer glänzten, selbst das Seeblau hatte eine frischere Tönung bekommen.

Mühte es denn sein? Es grauste ihm selbst vor solchen Szenen. Aber warum die schiefen, durchscheinenden Ausflüchte?

Als die beiden Alten — die Base weit voran — in die Stube traten, kam auch Marei zum Vorschein. Dieser Familienrat war ihr doch nicht recht geheuer. Zu spät erkannte sie, wie unerbittlich ernst es Heinrich meinte.

„Gnad' Gott Dir, wenn Du wieder Dummheiten angestellt hast!“ wollte sich die Base entrüsten stellen, aber Heinrich schnitt ihr ohne weiteres das Wort ab.

„Also,“ begann er hartnäckig, „jetzt verlang' ich, daß Du vor Vater und Mutter herausrückst mit dem, was Du mir, trotz aller bewiesenen Lammsgeduld, nicht hast sagen wollen. Und wenn Du jetzt nicht mit der lautereren Wahrheit umgehst, so schnür ich heut noch mein Bündel. Ich will nämlich bei Namen und Herkunft wissen“ — wandte er sich an die erschrockenen Alten — „wer der Vater von ihrem Maille ist und aus welchem Säckel das Geld da stammt, die sogenannte Aussteuer, von dem die Bas' behauptet, es seien Eure Ersparnisse, Better. Was ich aber nicht glaube!“

Der letztere setzte sich kopfschüttelnd an den Tisch, murmelte etwas von dummem Weiberpack und wischte sich am

Schurz die Hände ab, während die Alte zuerst auffahren wollte, sie lasse sich nicht so als Lügnerin hinstellen. Dabei suchte sie mit Marei bedeutungsvolle Blicke zu tauschen. Diese ging mittlerweile zaghaft, zum Erbarmen bleich und niedergeschlagen, auf ihren Liebsten zu.

„Gast Du nicht vorhin gesagt, es sei mir alles vergeben und vergessen?“

„Allweg, das mein' ich auch! Denn warum? Weil's ja doch nicht mehr rückgängig gemacht werden kann. Darum!“ trumpfte die Base auf und rückte beflissen die Tischdecke zu recht.

„Eine Minute will ich noch warten!“ sagte Heinrich, der seinen Stand am offenen Fenster mit Bedacht beibehielt. Marei wurde hart und kalt zurückgestoßen, als sie es wieder mit einer Umhalsung versuchen wollte. O Gott, wenn sie an die vergangene Stunde dachte! Zu dreien saßen sie nun um den Tisch herum, ein trauriges Kleeblatt, eine jämmerliche Familie.

„Und ich mein' halt alleweil, mit der Wahrheit sei man immer noch am besten gefahren!“ erklärte schließlich der Better nachdrücklich. „Auch wenn sie den Ohren nicht besonders wohl tut! Also mach's kurz, Maitel! Sonst muß am End' ich noch reden.“ Er kehrte Heinrich vor Gram den Rücken.

Doch die einzige, die aufs Haar ermessen konnte, was jetzt auf dem Spiel stand, war die Base. Sie wollte des Auflässigen Forderung nicht gelten lassen, weil sie dahinter nur eine schöne Ausflucht zu wittern meinte. Blöhlisch kämpfte sie mit geschliffener Waffe. Die ehemalige Zuchtmeisterin erwachte.

„Zuerst soll mir der hohe Herr jetzt sagen, warum er nicht lieber schon im Herbst so aufgetreten ist, nämlich bevor er sich mit dem Mareile eingelassen hat. Wenn er da für Pflicht und Anstand zu mir gekommen wär': Soundso, Bas', die Marei und ich sind einig miteinander, aber es kränkt mich halt, daß sie schon ein Kind hat — so hätt' ich gesagt: Gut. Dann behalten wir Alten das Würnklein. Deswegen könnt Ihr zwei doch zusammenkommen. Aber nein! Statt dessen ging man listig hintenherum. Da gab's denn eine rechte Rabenhochzeit über unseren Köpfen, und kein Hahn von Gewissen hat danach gekräht, was einmal draus werde. Ich will nicht reden davon, daß er bis zum fünfzehnten Jahr unser Brot gegessen hat, so gut wie die eigenen Kinder. Aber fragen möcht' ich ihn, ob er sinnt, er habe ehrlich an uns gehandelt!“ Sie sagte das merkwürdigerweise nicht zu Heinrich, sondern zu ihrem Mann, indessen Marei das Gesicht auf den Tisch legte und schluchzte.

(Schluß folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Berliner Erpresser.

Von Hans Hyan.

I.

Sie wohnten in Schöneberg, in einer von den neuen, prächtigen Straßen, in der zweiten Etage, nach vorn heraus. Beide stets tipp-topp. Und wenn sie so Arm in Arm dahingingen, er mit dem spiegelnden Zylinder und tadellosem Lackschuh, worüber die Stoffgamasche in der Farbe des Anzuges — sie in duftigster Toilette, mit dem Spitzenhut und einem lieben Lachen auf dem Amoretten-gesicht, dann mußte jeder sich sagen: das ist mal 'ne glückliche Ehe, die beiden passen zusammen! . . .

Im Adressbuch stand Erich Flied, Agent. Aber er mußte eine Agentur haben, die wenig Mühe verursachte. Zu Hause oder auf der Straße, immer war er der elegante Flaneur, dessen glattrasierter Gesicht mit dem raubvogelartigen Profil etwas vom Charakterdarsteller hatte.

Er war eben nach Haus gekommen, hatte sich ein Glas Bier eingegossen und stand am Fenster, hinter den Stores. . . . Ah, da drüben kam sie ja schon! . . . und richtig mit'm „Köter“!

Wie sie daherwippte, einer kleinen Bachstelze gleich, in pikant-gemustertem Mouffeline-de-laine-Kleide! Hin und wieder flühte ein Blick ihres grüngrauen Auges herum nach dem behäbigen Herrn, der sehr unternehmend ihrer Spur folgte. . . .

Erich Flied nahm das kleine Perlmutter-Opernglas von der Spiegelkonsolle und betrachtete den, den er mit dem Schmeichelnamen „Köter“ belegte, genau: Das war wirklich der Vieh-Kommissionär Meyer, der in der Hauptstraße wohnte, sehr viel Geld, ein liebeglühendes Herz, aber auch eine rasend eifersüchtige Frau sein eigen nannte. . . . Wahrhaftig! es gehörte Geschick und sehr viel Arbeit dazu, sein „Kesschen“ so zu präparieren! . . . Aber die Alma war auch ein Nordstern! Wenn ihr irgendein Herr Gabenichts in die Quere kam, dann war sie nicht zu sprechen

und konnte obendrein sadgroß werden! . . . Aber hier . . . na, was machte sie denn jetzt? . . . Warum lief sie denn weiter die Straße rauf? . . . Ahso, er hatte noch nicht genug angebissen! . . . Der noch doch nicht etwa Lunte? . . . Nein, nein! Jetzt abancierte er! . . . Und jetzt, jetzt war er dran! . . . Wie sie ihm einheizte mit ihren Blicken! . . . Selbst die kleinste Nuance ihrer Tricks konnte Erich Flied mit seinem guten Glase beobachten! . . .

Sie redeten. . . . Er wurde offenbar dringlich . . . und nach tolettem Zögern schien Almachen endlich nachzugeben. . . . An der Ecke der Querstraße verhandelten sie eine ganze Zeit . . . doch, nun war's soweit! . . . Alma kam zurück und in zwanzig Schrift Entfernung hinter ihr der Viehkommissionär. . . . Jetzt über den Damm . . . sie zuerst . . . und richtig, er auch! . . . Ah, er ging richtig in die Falle, der Hammel! . . .

Neben der Tür zum Schlafzimmer, durch die verschiedene stecknadelknopfgroße Löcher gebohrt waren, sah Erich Flied Posto.

Sie kamen . . . die Tür ging . . . Alma wartete wohl hinter der angelegten Korridortür noch auf ihn? . . . Jetzt Schritte. . . . Und nun, entrez! . . . Wie er sie auf den Raden küßtel! . . . Ja, saug Dich man ordentlich feste, alter Mistkäfer! . . . Sie sahen auf dem Bettrande und der Dide verjuchte dem Weibchen die Taille zu öffnen. . . . So wie er an den dritten Knopf kam — das war immer das Signal! . . .

Die Tür slog mit einem Krach auf.

„Was?! . . . also doch! . . . Du Frauenzimmer, Du infames!“

Er stürzte drauf los und packte Alma mit einem Theatergriff, sie slog in die Kissen.

Meyer war auf den Beinen, Flied mit geballten Fäusten vor ihm.

„Sie! . . . Sie! . . . Mein Weib! Meine Alma verführen! . . . Ah! . . .“ Er schlug die Hände vors Gesicht und vergoß wundervolle Tränen, wobei ihm ein kleiner Schwamm half, den er zwischen den Fingern hielt.

„Rein, Ihnen hätt' ich sowas nicht zugetraut, Herr Meyer!“ Dem Dicken wurde es schwül: der kannte ihn? . . . Um Gotteswillen. . . .

„Na, wenigstens erfährt es Ihre Familie!“

Damit wandte sich Herr Flied zu seiner „treulosen Gattin“ und befohl ihr rauhen Tones:

„Zieh Dich an, Du . . . und mach Dich fertig! . . . Du gehst wieder zu Deinen Eltern!“

„Um Gottes willen,“ denkt Meyer, „das gibt ja 'n Skandal! Aber vielleicht ist der Kerl zu kaufen! . . . Kleine Leute find's doch man!“

Er geht zu Flied und flüstert mit ihm. Flied ist entrüstet.

„Hundert Mark?! Herr Meyer, Sie sind woll verrückt?!“

„Also zweihundert . . . es ist doch gar nichts passiert! . . .“

„Ja, Gottseidank bin ich noch rechtzeitig dazu gekommen! . . .“ Jetzt denkt Meyer über dies „rechtzeitig“ nach, er riecht den Braten: man müßte die Polizei benachrichtigen, das sind Erpresser! Ja, ja, wenn nur Frau Meyer nicht da wärel! So kauft er sich schließlich feuzeud mit fünf blauen Lappen los.

Flied, der ihn zur Tür begleitet, lächelt distrel.

„Auf Wiedersehen, Herr Meyer! . . .“

II.

Herr Günther Wegener, Geheimer Kanzleirat, sitzt an seinem Schreibtisch. Die jarten, fast frauenhaften Hände klopfen nervös auf der Tischplatte. . . . Eben war er wieder bei ihm, dieser rot-haarige Teufel! Ein Mensch, so häßlich, daß ihn nur die Nacht geboren haben konnte. . . . oder fand er ihn nur so abscheulich? . . . Freilich, wenn jemand der Schreden eines ganzen Lebens wird! . . . Der Kanzleirat grübelte . . . wann hatte das eigentlich bei ihm angefangen? Wohl sehr früh schon . . . schon als kleiner Junge, in der Sexta. . . . Da hatte er einen blonden Freund gehabt und hatte sich so leidenschaftlich danach geseht, den kleinen Franz zu küssen. . . . Sein Vater war nachher dahinter gekommen. Aber alle Schläge hatten ebensowenig gefruchtet, wie seine eigenen festen Vorsätze, seine Bitten zu Gott . . . ah, wenn es ein höchstes Wesen gäbe, könnte der seine Menschen so namenlos elend werden lassen?

Später hatte er sich Aergsten anvertraut. Die behandelten ihn als interessantes Problem. Und dabei hatte er gut gelernt, war rasch durch die Schule gelaufen und hatte verhältnismäßig früh sein Ziel erreicht . . . er besaß Fähigkeiten! Wie viele beneideten ihn um den mit so jungen Jahren erreichten Geheimrat! . . . Und er, er hätte gern alles hingegeben, wäre gern bettelarm gewesen, wenn er nur einen gesunden, normalen Körper hätte sein nennen dürfen! . . .

Verheiratet hatte er sich auch. . . . Er wußte gar nicht so recht, wie das alles gekommen war. . . . Wenn man immer über sich selber nachzudenken hat . . . aber da sind die Verwandten, es war nämlich eine Cousine, die er geheiratet hatte. . . . ob er sie lieb hatte, das wohl eigentlich nicht, aber er war ihr auch nicht gram . . . von Zeit zu Zeit verkehrten sie auch miteinander . . . er ohne Lust. . . . Und nun war sie seit sechs Monaten schwanger, das interessierte ihn, weil er sich selbst so gar nicht für geschaffen hielt, Vater zu werden. . . . Er dachte auch wohl an eine Untreue ihrerseits, war ihr aber nicht böse deshalb . . . sie war doch scheinbar eine gesunde Frau. . . . Er kannte überhaupt nur einen Schmerz und einen Groß, kein anderer Gedanke befehlte ihn:

seine Krankheit! . . . Denn er hielt es dafür! Was einen so todelend macht, kann doch nichts anderes sein! . . .

„Ah, dieser Lump, der ihn nun schon jahrelang drangsalierte! . . . Da war er mal an einem Frühlingsabend durch den Brunwald gegangen. Ein hübsch angezogener Junge ging vor ihm her, im Tennisanzug mit dem Ballschläger in der Hand. . . . Er sah so gut, so anständig aus und war doch nichts als ein gemeiner Chanteur, ein Komplize des rothaarigen Expresfers, der ihm seitdem Tausende und Tausende gefoltert hatte!

Er hätte ihn ja anzeigen können, gewiß! und hätte es auch längst getan! Das Gesetz, der ominöse § 175, um den so viel Linte verspricht wird, bestrafte das, was seine Leidenschaft und sein Leiden war, ja gar nicht! Aber die Familie! Seine Frau, der er ihr Vermögen fast zur Hälfte vertan hatte, auf solche Weise! . . . Ah, Du lieber Gott, und kein Ausweg! Keine Rettung! . . .

Es klingelte draußen.
Erschreckt zuckte der Geheimrat zusammen.
Das Dienstmädchen kam.
„Der Herr von vorhin ist wieder da!“
Herr Wegener wurde totenbleich.
„Er soll warten!“
Das Mädchen ging. . . . Ahnte es auch etwas von diesen widerwärtigen Dingen?

Der Geheimrat starrte ihr nach. . . . Er konnte, konnte den Kerl nicht wiedersehen! . . . Der wollte Geld, immer Geld! . . . Das nahm kein Ende! . . . Schließlich würde er nichts mehr besitzen und vielleicht die ihm anvertrauten Gelder anreizen. . . . Wo war denn seine Frau? . . . Ah, auch egal, die konnte ihm ebensowenig helfen! . . . Und der Kerl wartete draußen . . . aber nein, nein, er wollte nicht . . . nein. . . .

Der Geheimrat zog mit zitternden Händen seine Schreibstischschublade heraus . . . da lag der Revolver. . . . Dann blickte er im Zimmer umher, die linke Hand schon am Schaft der Waffe . . . auf dem Korridor Schritte . . . kam der Kerl etwa schon herein? . . . Oh, ihn sollte er nicht lebend mehr antreffen! . . . Von ihm würde er nichts mehr schluden! . . . Ein grausames Zittern besiel den Verzweifelten. Er mußte zweimal abgehen, bis er die Stelle hinter der Schläfe fand, die er sich längst ausgesucht hatte.

Und dann ein Knall, nicht so sehr stark, bis zur Rüche konnte er gar nicht gedrunken sein, denn das Mädchen kam erst viel später, wie ihr Herr schon nicht mehr zuckte. . . .

Er lag in dem Klubfessel, zur Seite gesunken, Arm und Kopf auf dem grünen Leder der Lehne, wie einer, der sehr, sehr müde ist. . . .

III.

„Herr Weinstetter zu sprechen?“
„Wen darf ich melden?“
Der Besucher, ein im Diplomatentitel gekleideter Herr mit einer wahren Bulldoggenbisage auf der kleinen, hageren Figur, gab seine Karte.

Der Diener verschwand. Gleich darauf wieder erscheinend, führte er den Herrn in einen vornehm ausgestatteten Empfangsraum.

Noch Minuten, dann erschien Herr Weinstetter, der Geschäftsinhaber. Der große elegante Mann mit den lebhaften Augen hatte etwas Bezwingendes. Für Herrn Bamberg wohl nicht. Der sah zu ihm herauf, als wollte er sagen: „Dich hab' ich schon in der Tasche!“

Der Große: „Darf ich bitten, Platz zu nehmen.“
Der Kleine nickt und entspricht diesem Wunsch.
Der Große: „Sie kommen wohl wegen der Inserate?“
Der Kleine: „Ja, mein Agent hatte bisher nicht das Glück, bei Ihnen maßgebenden Herren vorgelassen zu werden!“
Der Große: „Maßgebend bin ich hier nur allein.“
Der Kleine (lächelnd): „Deito besser! Dann werden wir um so leichter ins Reine kommen!“

Der Große (lächelt ebenfalls): „Das hoffe ich auch! . . . Aber Sie haben eine komische Art und Weise, die Firmen zu Annoncenaufträgen zu veranlassen!“

Der Kleine: „Wieso? (Sehr befremdet.) Wieso, Herr Weinstetter?“

Der Große (zurückhaltend): „Na, ich meinte nur. . . . Sagen Sie, darf ich mir eine Frage erlauben: Wer schreibt in Ihrer Wochenschrift immer die „Chronik“?“

Der Kleine: „Die Chronik? . . . Das bin ich selber. . . . Gaben Ihnen meine kleinen Arbeiten gefallen, ja?“

Der Große: „Oh, sie sind sehr geistreich geschrieben . . . nur scheint mir, ein wenig zu persönlich sind Ihre Artikel!“
Der Kleine (getränkt): „Persönlich? . . . Aber ich bitte Sie, Herr Weinstetter, das ist ja fast eine Beleidigung! . . .“

Der Große (wehrt ab): „Durchaus nicht!“
Der Kleine: „Aber doch! . . . Ich bitte Sie, wenn ich da zum Beispiel solch einen modernen Frauentyp schildere, ein Weib, das seinem hartarbeitenden, sich nur für sie mühenden Mann Hörner aufsetzt, mit einem Chausseur — das soll persönlich sein?“

Der Große (einige Nuancen blässer): „Das hatt' ich gar nicht gelesen! . . . Aber sagen Sie, Herr Bramberg, Sie kommen zu mir wegen der Inserataufträge. . . . Wir möchten es einmal mit Ihrem Blatt versuchen, es scheint ja eine recht erfreuliche

Verbreitung zu haben. . . . Notieren Sie vorläufig mal einen Jahresauftrag von je einer halben Seite. Den Text läßt Ihnen mein Bureau jedesmal zugehen! . . . Ist Ihnen das recht?“

Der Kleine (bieder-männisch): „. . . Eine Seite sagten Sie? — ach so, eine halbe . . . hm . . . ja . . . es freut mich jedenfalls, daß Sie die Bedeutung meines Blattes würdigen . . .“

Der Große: „Und wer schreibt das nächste Mal die Chronik standauf? . . . Ah pardon, die Chronik, wollt' ich sagen . . .“

Der Kleine: „Ich selbst, Herr Weinstetter, wie immer! Aber ich habe vor, diesmal einen anderen modernen Frauentyp zu schildern: die Frau, wie sie schön und elegant ist, wie sie im Ballsaal und im Modedebat glänzt! . . . Und wie sie dann wieder, als echte und rechte Frau eines Großindustriellen, selbst an der Kasse steht und zusieht, daß nichts gemaußt wird! . . .“

(Nachdruck verboten.)

Lyrische Anthologien.

Ueber die Zeit sind wir nun glücklicherweise mit einem Fuße hinausgelangt, wo es bloß Anthologien gab, die nichts anderes als Lyrische Nachschlagebücher waren. Verschwunden sind sie ja immer noch nicht, diese Sammlungen, die mit der Aufreihung der Gebilte nach dem Alphabet der Dichternamen oder nach literaturgeschichtlichen Gesichtspunkten gewissermaßen vor der Pforte zur Schönheit stehen bleiben. Aber sie sind doch überholt worden: wir haben heute Gedichtsammlungen, die den Schritt durch die Pforte in den Tempel getan haben, Gedichtsammlungen, die nicht mehr Nachschlagebücher, sondern Lyrische Lebensbücher sind. Hervorgegangen sind sie aus dem Antriebe, der Kunst einen Weg zu schaffen, ins Leben hineinzuwirken, also ihre eigene erste Lebenskraft zu offenbaren. Mit Aesthetentum dürfen sie somit nichts gemein haben, alles Halbe, alles Artisiische muß ferngehalten sein. Nicht irgendwelche Luxus-kunst, sondern edelste Volkskunst müssen sie reichen, Kunst, die der ursprünglichsten Natur des Fühlens nachschürft und ergreifend Ausdruck gibt und eben deshalb Kunst, Volkskunst ist. Mit der Kunstwartarbeit hängt dieser Aufstieg der Anthologie zum Lebensbuch eng zusammen. Erst kam das Hausbuch der Lyrik, dann das Walladenbuch und jetzt erschien das Fröhliche Buch, dies, kurz gesagt, die beste Anthologie dieses Jahres, nicht bloß die beste humoristische Versdichtung. Soll ein solches Buch als Ganzes ins Leben wirken, so muß es auch als Ganzes aus dem Leben herkommen: es muß die Züge des Persönlichen tragen, wenn seine Wirkung eindringlich sein soll. Die besondere Anordnung im Buche muß so sein, daß das einzelne Gedicht seinen Kern überraschend klar aufzeigt. In dieser Arbeit hat sich Avenarius auch jetzt wieder als Meister erwiesen. Er hat den Gedichten, die er aus dem Westen deutscher Lyrischer Kunst erlesen, ein Milieu gegeben, in dem das Einzelne erquickend frisch lebendig wird; der Leser spürt eine Luft, in der sich befreit atmen läßt. Alles erscheint in ein neues Licht gerückt, und Bekanntes wirkt, als ob man es jetzt erst kennen lernte. In dem Vorworte des Buches liest man auf einmal den Satz: „Der größte Humorist der deutschen Dichtung ist aber Goethe“. Der Satz wirkt, als habe Avenarius selber aus seiner Arbeit Offenbarungen des Humors gewonnen. Das Ziel gab ihm die Uebersetzung: „Eine Zeile brauchen wir nicht nur des lachenden Humors, sondern auch des verhaltenen, leisen, der nur so leise wie die Sonne in der Träne blinkt, und des starken, der das Auge von aller Tränerei freimacht, in dem er fest in diese Wahrheit zusehen lehrt, die deshalb, weil sie uns fatal sein mag, noch lange nicht aufhört, als große Regiererin des Alls das Aller-schönste auf der Welt zu sein.“ Also nicht nur die besondere Gruppierung, auch die Auswahl selbst ist wesentlich für das fröhliche Buch, das den „Humor als Seelsorger“ ins Haus einführen will. Und dieser Absicht dient neben dem Dichtervort auch die Zeichenkunst.

Viele Bignetten und Bildchen und ganzseitige Bildchen sind durch das fröhliche Buch hin gesät; sie sind mit dem Inhalt verschmolzen, muß man sagen, als eine Erweiterung des gesprochenen Inhalts und als ein Stück eigenen humoristischen Lebens zugleich. Von den Schattenschild-Lyrikern Konevka und Fidus und Dieffenbach reicht dieser Bildhumor hinüber bis zu den Skarikatoristen des „Sim-plicissimus“ Gulbransson und Reznicek, und auch das deutet an, wie weit die Welt des fröhlichen Buches sich dehnt.

Daß ein solches Buch (erschienen bei Callwey, München, 4 M.) recht aus unferen Tagen herausgewachsen ist, als eine Art Bedürfnis und Notwendigkeit, verriet sich in mancherlei Versuchen der letzten Jahre, eine Anthologie humoristischer Dichtung zu schaffen. Auch jetzt liegt Neues von diesem Arbeitsfelde vor. Die deutsche Dichter-Gedächtnis-Stiftung gab als vierten und fünften Band ihrer Sammlung deutscher Humoristen ein umfangreiches Buch „Humoristische Gedichte“ (2 M.) heraus. Es legt mit Wunderhorngedichten ein und ordnet dann in der alten Art in literarhistorischer Folge. Julius Perzils Sammlung „Lachen und Lieder“ (H. Voigtländer, Leipzig) — es erschien früher als das fröhliche Buch — wollte von den alten äußeren Anforderungen loskommen, aber nun ist sein Humor gar so wenig geklärt, er steckt noch in den schlappenden Wappentüchern der „fliegenden Blätter“ und sogar des „Dorsbarbers“, mischt Flaches und Starres gefühllos durcheinander und findet sich auch in der Gruppierung

— sie ist attenbündelhaft nüchtern und äußerlich — nicht zum Herzen von Welt und Leben hin. Das Buch ist mißlungen. Gelingen kann solche Arbeit nur, wenn eine Persönlichkeit sich darin ausdrückt. So ist Rudolf Presber ausgegangen in dem lyrischen Sammelbuch „Freut Euch des Lebens“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart, 8 M.), das zwar nicht ein Buch des Humors ist, aber doch gleich in seiner Nachbarschaft genannt werden darf. Eine geharnischte Kriegserklärung gegen alles Müde, Weiche, Kopfhängerische ist dem Buche vorangeschickt. Ein Buch der Lebensfreude will es sein, ein Buch für die Jugend, die zur Latenzlust heranreifen soll, und frisch und kernig ist es auch. Vom flachen Scherzgedicht hält es sich fern und ebenso von den „Papiertosen“, die nicht atmen und duften können. Eins aber schmerzt trotz alledem: der Wunsch, für das weniger Bekannte Raum zu schaffen für viel Gegenwartsdichtung zumal, hat den großen Freudenkennern Goethe und Schiller jeden Platz geraubt. Presber sucht das zwar zu entschuldigen, aber gleichwohl: ein Unbing ist's und bleibt's in alle Ewigkeit für ein lyrisches Buch der Freude. Man bessert den Flug nicht, wenn man Schwingsfedern ausrußt. Keinerlei Anspruch auf künstlerischen Wert erhebt das Schrägsche „Dellamatorium für Haus und Welt“. Es will bloß Materialsammlung für Vortragszwecke sein, hat etwa vierhundert erste und heitere Gedichte zusammengehäuft, behauptet im Vorwort, es wolle „ein auch höheren Ansprüchen entsprechendes Vortragmaterial liefern“, setzt dann mit einem faden Unterhaltungsschmarrn ein, mischt gut und schlecht, unbestimmt wie's die alphabetische Ordnung mit sich bringt, nimmt zuletzt gar eine Scherzreimerei wie: „Es lebt der Jodel in Sibirien“ mit auf und schließt mit einem banalen Vierzeiler zu Schillers Glode. Der Verlag von Max Hesse dürfte solche Sachen nicht drucken; sie sanktionieren größtenteils Taten der Unkultur.

Eine Anthologie, die in historischer Folge ordnet, hat nur dann Existenzberechtigung, wenn das, was sie vom Schaffen einzelner Dichter mitteilt, einmal künstlerisch wertvoll und dann persönlich charakteristisch ist. Der Nutzen solcher Lesen liegt immer vor allem nach der Seite der Verstandsbildung, der Wissensmehrung hin; der historische Sinn, das Zeitgefühl gewinnt dabei und es zeigt sich, wie viel das Aesthetische in dieser Richtung zu wirken vermag. Zwar macht es nicht große geschichtliche Bewegungen sichtbar, aber es zeugt doch von der Art der Menschen, die der Zeit solcher Bewegungen angehören. So wäre es im idealen Falle. Aber nun sind der Anthologie, die gekauft sein will, Umfangsgrenzen gesteckt, und je enger diese Grenzen gezogen sind, um so mehr wird gerade der Gewinn geschnitten, den eine Anthologie der historischen Erkenntnis bringen könnte. So können solche Anthologien zuletzt immer nur erste Einführungen in ihren Stoff sein. Daß sich da Gutes, Geschnadvolles schaffen läßt, verrät die von Heinrich Weitzamp in Verbindung mit dem Münchener und dem Elberfelder Jugendschriftenauskuß herausgegebene Gedichtsammlung „Aus goldner Zeit“ (München, Verlag der „Jugendblätter“, 2,80 M.). Von den Ueberbleibseln althochdeutscher Dichtung führt dies Buch der Proben und Auschnitte herauf bis zur klassisch-romantischen Zeit, bis zu Uhland, Eichendorff und Rückert; der größte Raum ist einmal der mittelalterlichen Minnesangs- und Nibelungenliedzeit, dann der klassischen Zeit des achtzehnten Jahrhunderts gewidmet. Zwischen ein gibt es ein halbes hundert Seiten Volkslieder, Volksrätsel, Sprichwörter und Denkprüche, Inschriften an Haus, Gerät, Münzen, Wetterregeln, also ein Abschnitt, der dem jungen Leser die Lust an altem Volkstum erhöhen soll. Es ist sicher erzieherisch gut, diese einfache Gelegenheitsdichtung des Volkes so ehrend beachtet neben das dichterische Gold der Großen zu stellen. Der Verlag, der mit jeder seiner Arbeiten ästhetische Gewissenhaftigkeit erweist, hat das Buch sorgfältig, schlicht und schön ausgestattet. Eine Auslese, die weniger begründet an der historischen Auserziehung festhält, veröffentlichte Walter Weichardt in dem Büchlein „Deutsche Liebeslieder vom zwölften bis zum zwanzigsten Jahrhundert“ (München, Einhorn-Verlag, 1,75 M.). Die Auswahl der Lieder hält sich in der Sphäre leuchtglühender, feiner Sinnlichkeit, die auch der Zeichner Hugo Sugg zu treffen suchte. Weil aber die Auswahl sympathisch ist, bedauert man um so mehr, daß der Herausgeber sich nicht vom literar-historischen Gesichtspunkte ganz frei machen konnte. Denn eine geschlossene Kette der Liebesstimmungen stellt sein Buch nicht dar. So hat auch Hermann Hesse — mit ihm Martin Lang und Emil Strauß — nicht das Letzte, Entscheidende getan mit der äußerlich in Druckbild, Schrift und Buchform wunderhübschen Sammlung deutscher Volkslieder: „Der Lindenbaum“ (Berlin, S. Fischer, 2 M.). Den alten Volksliedern, deren Dichter unbekannt sind, wurden andere zugesellt, die erst neuerdings zu Volksliedern wurden, und weil sie das geworden sind, nannten die Herausgeber die Namen ihrer Dichter nicht. Das kann man billigen, denn die Namen bedeuten in solchem Falle nichts mehr: Volkslieder sind zeitlos. Aber daß die Herausgeber für die Aufreihung der Lieder keinen anderen Einsatz hatten als den der alphabetischen Folge nach den Gedichtanfängen, ist um so mehr schmerzlich, weil sie den Stoff so gut beherrschten. Als ein Beispiel besserer Stoffordnung sei Ignaz Jozotvers poetischer Cicerone Venedig genannt (Berlin, W. Behr), ein Buch, das aus Dichtervorten das Wesen einer Stadt auflehen läßt. Die Zusammenstellung alter Weihnachtsspiele und Weihnachtslieder, die als Band der Fruchtstake unter dem Titel „Deutsche Weihnacht“ mit einer Einleitung von Arthur Vonnus erschien, hat

geschichtlich-vollständigen Wert (München, A. Piper u. Co.) In den Spielen wird die heutige Geschichte zu einem Stück heimischen Hirtenlebens gemacht, und der dichtende Volkshumor ergeht sich dabei in höchst eigentümlicher Weise. Vonnus sagt in seiner bemerkenswerten Einleitung, ihm scheine „für den besondern deutschen Volkshumor gerade dies charakteristisch, daß und wie er nicht nur Scherz, sondern selbst einen gutmütigen Spott mit Achtung, ja Ehrfurcht verbinden kann.“ Er ist der Ueberzeugung, daß der puritanische Anhauch des Protestantismus schuld daran ist, wenn wir diesen Humor auf dem Gebiet der Religion verloren haben. Ins Neue wieder führt dann das „Dreier zeitgenössischer Lyrik“, das von H. Federmann unter dem Titel „Der Schatzbehälter“ veröffentlicht wurde (Königsberg, Deutschherren-Verlag, 1,50 M.). Das Buch mag als Ergänzung zu Anthologien, die von Liliencron und Dörmel abschneiden, gelten. Es will eine beschränkte Auswahl von Dichtern in wenigen bezeichnenden Stücken sichtbar machen und die Auswahl ist auch mit verfeinertem Geschmaack getroffen. Aber das ganze Bild starker Dichter läßt sich nun einmal nicht mit einem halben oder ganzen Duzend Gedichten geben, so sehr jedes dieser Gedichte ein Genuß sein mag. So kann auch dieser Schatzbehälter nur Stückwerk geben. Ueber die Dichterauswahl im ganzen schüttelt man da und dort den Kopf, spürt hin und wieder auch recht deutlich die schmale blasse Testbetenhand und lächelt zuletzt über das klüßne Unterfangen, das schon jetzt feststellen will, was von gegenwärtiger Dichtung und ihren Dichtern bleiben wird. Glücklicherweise sorgt das allzeit unabhängige Leben dafür, daß sich die Zukunft von einer anmaßlichen Vergangenheit ihre Rechte nicht schmälern zu lassen braucht. Fr. D.

Kleines feuilleton.

Geologisches.

Gebirgsabtragung in den Alpen. Selbst der aufmerksamste Beobachter vermag nur in Ausnahmefällen die Veränderungen in der Oberflächengestalt unserer Erde wahrzunehmen. Die Auffaltung der Gebirge vollzieht sich so unmerklich, daß Generationen vergehen können, ehe die ersten Niveauveränderungen ersichtlich sind, und die katastrophenartigen Erdbeben rufen meist nur ganz minimale Verschiebungen in den Schollengebieten hervor. Ebenso geht die Abtragung der Gebirge nur äußerst langsam vor sich. Zwar arbeitet das Wasser im Bunde mit der Luft und der Welt der Organismen unablässig daran; was vor Jahrmillionen an riesigen Gebirgskomplexen sich erhob, ist heute zum Teil schon längst eingeebnet oder flachwelliges Hügel- und Senkungsland, und man kann sagen, daß die höchsten Gebirge stets die jüngsten sind — aber das Endresultat ist, wie so häufig in der Entwidelungsgeschichte, eine Unsumme kleinster Teilchen. Seit etwa einem halben Jahrhundert ist man daran, das Maß der Abtragung in den Alpengebirgen auf exakt wissenschaftliche Weise festzustellen. Die ersten Untersuchungen nahm der bekannte Gletscherforscher Heim in den Jahren 1851—78 mit Hilfe genauer Messungen der Nauminhaltsänderungen vor, die alljährlich an dem Schwemmtegel aus Sand- und Schluffmassen festzustellen waren, der von der Neuz an ihrer Mündung in den Vierwaldstätter See im Laufe der Zeit angehäuft war. Die Berechnung ergab, daß die Neuz alljährlich durchschnittlich 201000 Kubikmeter an Gesteinsmaterial in den See verfrachtete. Von anderer Seite wurde im höhergelegenen Standergebiet das Maß der Abtragung auf 487500 Kubikmeter festgestellt. In jüngster Zeit führte nach Petermanns Geographischen Mitteilungen Uetrecht im Rhonegebiet ähnliche Arbeiten aus, indem er ein Jahr hindurch mehrmals am Tage an verschiedenen Stellen dem Fluß Schöpfproben entnahm und untersuchte, was in einem Kubikmeter Wasser jedesmal an festem und gelöstem Gesteinsmaterial enthalten war. Uetrecht berechnete so, daß die Rhone aus ihrem Flußgebiet oberhalb Villeneuve alljährlich über 1½ Millionen Kubikmeter Gestein entführt. Legt man diese Zahlen den weiteren Berechnungen zugrunde, so beträgt für das bezeichnete Neuzgebiet die jährliche Niveauerniedrigung durchschnittlich 0,24 Millimeter, für das Rhone-0,29 und für das Standergebiet 0,43 Millimeter. Dabei ist zu berücksichtigen, daß diese Zahlen nur Minimalwerte darstellen, da naturgemäß alles Material nicht mitgerechnet wurde, was die Flüsse bereits oberhalb der Stelle abgeleget hatten, wo die Messungen ausgeführt wurden. Ebenso ist bei den Messungen im Neuz- und Standergebiet das in gelöster Form mitgeführte Gesteinsmaterial, bei denen im Rhonegebiet das am Boden transportierte Geröll nicht mit berücksichtigt worden. Ferner ist stets noch in Betracht zu ziehen, daß die Abtragung wächst, je steilere Hänge das betreffende Gebiet aufweist und je größer die Niederschlagsmengen daselbst sind. Bei Berücksichtigung aller dieser Faktoren ergibt es sich nun, daß die Alpen in der Höhenzone zwischen 1800 und 2400 Meter in 1100 Jahren, unterhalb 600 Metern Höhe in 14300 Jahren um einen Meter erniedrigt werden. Für das Donaugebiet bis Passau würden 24700 Jahre erforderlich sein, um das Stromgebiet um einen Meter zu erniedrigen, wobei allerdings der von den Flüssen mitgeführte Schlamm und Schotter nicht mit in Rechnung gezogen wurde. Im allgemeinen dürfte wohl die Behauptung annähernd richtig sein, daß die Abtragung der Kontinente insgesamt in 20.000 Jahren etwa einen Meter beträgt.